

## Udo Reifners Abschied (von) der HWP – nur eine halbe Geschichte

### Eine Erwiderung von Dieter Koch.<sup>1</sup>

Prof. Dr. Udo Reifner verabschiedet sich mit einem Vortrag „Sozialökonomie in Hamburg, Abschied (von) der HWP“ in den Ruhestand. Dabei legt er seine eigene berufliche Biographie auf die HWP-Geschichte und lässt beide zum gleichen Zeitpunkt enden. Das zeugt von großem Selbstbewusstsein

Die Geschichte der HWP<sup>2</sup> hat für ihn drei Phasen:

1. Die Zeit der Akademie bis 1967: Hier widmet er sich ausschließlich der Gründungsphase. Im Mittelpunkt steht die Verstrickung der wichtigen Personen – Karl Schiller, Helmut Schelsky und Heinz-Dietrich Ortlieb - mit dem Nationalsozialismus.
2. Dann die Zeit von 1968 bis 1987. Für Udo Reifner ist das die „Blütezeit der HWP“.
3. Die Zeit des Niederganges beginnt 1987 mit der formalen Aufwertung und späteren Umbenennung zu einer Universität und endet 2013 mit der prognostizierten endgültigen Integration des jetzigen Fachbereichs Sozialökonomie in die Einzeldisziplinen der WiSo-Fakultät, was das Ende des Studienmodells HWP wäre.

Anfang und Ende werden verknüpft mit der These, dass die HWP als Managementerschule gegründet worden sei und als Managementerschule enden wird. Am Anfang sei dies das Ergebnis einer im Nationalsozialismus wurzelnden Gemeinschaftsideologie und der Absicht, die gewerkschaftlichen und gemeinwirtschaftlichen Unternehmen mit Führungskräften zu bestücken. Am Ende entstehe eine Managementerschule als Resultat einer an Individualinteressen orientierten Umverteilung der personellen Ressourcen zugunsten des Faches Betriebswirtschaftslehre und der danach folgenden Anpassung von Lehre und Forschung an das vorhandene Personal.

Nach der Lektüre stellen sich folgende Fragen:

1. Welchen Gehalt hat die These der „Managementerschule“ am Anfang und am Ende?
2. Welchen Zusammenhang haben Ausbildungsziele und die bis 1958 vermittelten Lehrinhalte mit der wissenschaftlichen Sozialisation der Gründer in der Zeit des Nationalsozialismus?
3. Welche Rolle spielen Begriff und Inhalt von „Sozialökonomie“ in der Geschichte der HWP von 1948 bis heute?
4. Was muss der Fachbereich Sozialökonomie tun, um das Studienmodell der HWP zeitgemäß weiterzuführen?

---

<sup>1</sup> Zum besseren Verständnis sind einige Worte zur Biographie des Verfassers dieses Textes erforderlich. Nach achtjähriger Berufstätigkeit hat er von 1963 bis 1965 an der seinerzeitigen Akademie für Wirtschaft und Politik studiert, an der Universität Hamburg VWL abgeschlossen und später promoviert. Er hat ebenfalls mehr als 30 Jahre an der HWP gearbeitet, zuerst im Lehrkörper als wissenschaftlicher Mitarbeiter, dann in der Verwaltung in den Bereichen Studienplanung und Studienreform, Studienberatung und Prüfungsamt. Danach kam eine inzwischen achtjährige Arbeit im Vorstand der auch von Reifner zitierten Gesellschaft der Freunde und Förderer des FB Sozialökonomie (vormals HWP)

<sup>2</sup> Der Einfachheit halber werden in diesem Text meist die Bezeichnungen „Akademie“ und ab 1970 „HWP“ genutzt. Das entspricht dem früheren Sprachgebrauch.

## - Am Anfang und Ende der HWP – eine Managementschule?

Seine zentrale These, dass die HWP jetzt wieder bei ihrem Ursprung, nämlich einer Managementschule angekommen sei, fasziniert auf den ersten Blick. Kenner der HWP-Geschichte wissen, dass die Ausbildung von Managern für den fälschlicherweise als zukunftssträftig eingeschätzten gemeinwirtschaftlichen Sektor eines der Gründungsziele war. Allerdings sind die von Reifner in den Mittelpunkt gestellten Fakten über die Biographie der Gründer vor 1945 nicht neu. Bärbel von Borries-Pusback in ihrer umfangreichen Arbeit über die Gründungsgeschichte bis 1955 die Pionierarbeit geleistet.<sup>3</sup> Aber Reifner bewertet die Institution vor allem anhand der Vergangenheit ihrer Gründer und nicht nach den Studieninhalten, nach Studienmotivation, Studienerfolg und dem Verbleib der Absolventen. Das ist wissenschaftlich unredlich. Wie Absolventen der 50er Jahre das Reifner'sche Urteil bewerten würden, dass „ihre“ „Akademie“ vor allem ein Rückzugsort von Wissenschaftlern mit nationalsozialistischer Vergangenheit war, bleibt hier unkommentiert. Angemerkt sei, dass diese in den ersten fünf Lehrgängen zu einem Drittel als Vertriebene aus den „Ostprovinzen“, aus „volksdeutschen Gebieten“ bzw. „Sowjetzonenflüchtlinge“ kamen, 78% waren Kriegsteilnehmer, davon gut 40% Spätheimkehrer<sup>4</sup>. Möglicherweise gab es viele Parallelen in den Biographien und Motiven von Lehrenden und Lernenden.

Die Studierenden der ersten Lehrgänge waren eine bunte Mischung. Ältere Abiturienten, die nach Kriegs- und Nachkriegszeit auf ein kurzes Studium angewiesen waren, potentielle Abiturienten, die aus gleichen Gründen ihre schulische Laufbahn nicht abschließen konnten und dazu die explizit gewollte und zentrale Zielgruppe – die zukünftigen Manager der Gemeinwirtschaft. Letztere waren häufig Menschen, die bereits dort beschäftigt waren und zur Akademie delegiert wurden. Auf diese delegierten Studienbewerber war man angewiesen, musste aber schon nach einigen Jahren feststellen, dass damit die Studienanfängerkapazität nicht ausgelastet werden kann. Deshalb wurde schon nach einigen Jahren der Name der Institution problematisiert, hinzu kam Öffentlichkeitsarbeit weit über den Hamburger Raum hinaus.

Für die Bewertung der Studienziele ist ein Blick in den Vorlesungsplan des Jahres 1955 aufschlussreich: Von 38 Semesterwochenstunden (SWS) für Volkswirtschaftslehre waren 1 SWS „Geschichte und Organisation des Gewerkschaftswesens“, 2 SWS „Genossenschaftswesen“ und 3 SWS „Grundprobleme der Gemeinwirtschaft“. Von 38 SWS Betriebswirtschaftslehre waren 2 SWS „Übungen zum Genossenschaftswesen“ und von 25 SWS Soziologie 1 SWS „Soziologie des Gewerkschaftswesens“. Der Anteil der genuin für Gemeinwirtschaft relevanten Vorlesungen war damit verschwindend gering, alle anderen Kurse betreffen die auch heute noch üblichen Bereiche (z.B. Allg. BWL oder VWL, Wirtschaftspolitik, Bilanzen, Finanzen, Betriebs- und Industriesoziologie etc.) Bei den Juristen fällt allenfalls der im Vergleich zu Universitäten hohe Anteil von Arbeitsrecht auf. Dies könnte ein Indiz für eine Managerausbildung sein.<sup>5</sup> Das breite Vierfächerstudium ist es jedenfalls nicht. Das Studium war seinerzeit sogar noch viel „sozialökonomischer“ als später, wenn

---

<sup>3</sup> v. Pusback-Borries, Keine Hochschule für den Sozialismus, Die Gründung der Akademie für Gemeinwirtschaft in Hamburg 1945-1955, Opladen 2002

<sup>4</sup> Siehe Mitteilungen der Akademie für Gemeinwirtschaft in Hamburg und der „Gesellschaft der Freunde und Förderer“, April 1956, S 28f.

<sup>5</sup> Gemeinhin nimmt in einer Managerausbildung die BWL den Löwenanteil des Studiums ein. An der Akademie sollte ursprünglich das Fach BWL von den vier Studienfächern sogar das mit der geringsten Stundenzahl sein. v. Borries-Pusback, a.a.O., S. 163

man darunter ein die traditionellen Disziplinen übergreifendes Studium versteht.<sup>6</sup> Im ersten und zweiten Semester, d.h. für die Hälfte des Studiums musste man sämtliche für die vier Fachgebiete angebotenen Kurse abschließen. Mit der Verlängerung des Studiums auf 6 Semester und mit nur einem statt zweier Schwerpunktfächer begann bereits Ende der 60er Jahre ein Prozess der Spezialisierung auf nur eine Fachdisziplin, der sich bis in die späten 90er Jahre fortsetzte.<sup>7</sup> Die von Dietrich von Oppen<sup>8</sup> durchgeführte Absolventenbefragung für die ersten fünf Lehrgänge belegt den unerwartet geringen Stellenwert der Gemeinnützigen Unternehmen, Genossenschaften und Gewerkschaften. Nur ein Drittel hat dort einen Arbeitsplatz gefunden. Spätere Absolventenbefragungen bis in die Zeit nach 2000 zeigen einen kontinuierlich sinkenden Anteil, der aber trotzdem signifikant höher bleibt als bei Absolventen anderer Hochschulen. An dieser Stelle sei besonders betont, dass in dieser und in allen späteren Befragungen die Absolventen die Bedeutung eines breit angelegten Studiums besonders hervorheben.

### **Fazit:**

Bereits Mitte der 50er Jahre entsprachen weder das Lehrangebot noch die Studierenden und auch nicht der Verbleib der Absolventen dem Namen der Institution. Die Umbenennung kommt 1961 recht verspätet. H.D. Ortlieb ist zuzustimmen, wenn er sagt, dass man den neuen Name brauche, „damit jeder schon an ihm erkennen kann, was unsere Akademie eigentlich schon von Anfang an gewesen ist.“<sup>9</sup>

Die von Reifner aufgezeichnete ideologische Kontinuität der gemeinwirtschaftlichen Unternehmen von der Weimarer Republik über die Nazizeit bis zu deren Zusammenbruch in den 80er Jahren mag zutreffend sein, für das Studium hat es keine Rolle gespielt. Reifner lässt auch die für die Entwicklung der Hochschule wichtigen Jahre von 1955 bis 1967 vollkommen unbeachtet. Dabei war das eine wichtige Periode der Konsolidierung, was sich vor allem bei der Zahl und der Streuung der Bewerber zeigte, die kontinuierlich über der Zahl der Studienplätze lag. Der Lehrkörper erneuerte sich, u.a. mit jüngeren Wissenschaftlern, die wie Ralf Dahrendorf zwar nicht lange verweilten, die Institution aber prägten. Viele Absolventen dieser Zeit haben eine außergewöhnliche berufliche Karriere vor sich, entweder nach einem anschließenden Studium aufgrund der Verleihung der sog. Hochschulreife oder direkt nach Abschluss des viersemestrigen Studiums.<sup>10</sup> Weil die Nachfrage nach

---

<sup>6</sup>Ebenda, S. 13ff. Bereits Anfang der 60er Jahre ist dieser Bereich zusammengeschmolzen auf eine nicht abschlussprüfungsrelevante und von einem höchst sympathischen emeritierten Professor angebotene Vorlesung Genossenschaftswesen. Auch das fällt der Studienreform Anfang der 70er Jahre zum Opfer und erst Jahre später erinnert man sich an die Vergangenheit und bietet eine von vier Fachgebieten betreute Vorlesung Gewerkschaftswesen an.

<sup>7</sup>In der späteren HWP hat man Interdisziplinarität vor allem an der vorgeschriebenen Zahl SWS aus den Nichtschwerpunktfächern festgemacht. Ob das im strengen Sinne interdisziplinär ist, sei hier dahingestellt. Vor 1970 war „Interdisziplinarität“ jedenfalls kein Schlüsselbegriff, es wurde mehr der Begriff „fächerübergreifend“ benutzt. Zurzeit wird am Fachbereich „interdisziplinär“ von einigen Mitgliedern des Lehrkörpers in Frage gestellt und der Begriff „multidisziplinär“ vorgezogen. Bei der anstehenden Profildiskussion sollte man den Begriff nehmen, der bei den Zielgruppen am besten verstanden wird. Diese sind bestimmt nicht an zeitaufwendige professorale Diskussionen interessiert.

<sup>8</sup>Dietrich von Oppen, später Professor für Sozialethik an der Universität Marburg, hat bei Schelsky habilitiert. Auch er war Mitglied der NSDAP und kam aus Königsberg. Quelle Wikipedia. Udo Reifner hat versäumt, ihn in sein Szenario aufzunehmen.

<sup>9</sup>W.D. Hund (Hrsg.), Von der Gemeinwirtschaft zur Sozialökonomie, Hamburg 1998, S. 194

<sup>10</sup>Die Bandbreite wird sichtbar, wenn man die Biographien von Wilhelm Nölling und Hans-Olaf Henkel gegenüberstellt. Der erste ein Opfer des deutschen Bildungssystems, einer kinderreichen Arbeiterfamilie entstammend, Volksschulabschluss. Der bei Studierenden des zweiten Bildungsweges häufig kaum stillbare

Hochschulabsolventen wächst, die Abiturientenquote pro Altersjahrgang in der Bundesrepublik bei ca. 5% verharrt und die HWP bundesweit die einzige Möglichkeit war, ohne Abitur ein Hochschulstudium zu beginnen, besetzt die HWP eine bildungspolitisch wichtige Nische. Das fächerübergreifende Studium eröffnete im Zusammenspiel mit vorhandener Berufserfahrung eine Vielzahl an Tätigkeitsfeldern. Es verwundert deshalb nicht, dass die Absolventen der Akademie, ob mit oder ohne weiteres Studium, über fünfzehn Jahre hervorragende Berufskarrieren einschlagen konnten. Dazu trägt bei, dass die Weiterstudienmöglichkeit bis 1970 auf 10-15% der Absolventen beschränkt war, was zwar bei diesem kleinem Kreis zu weit überdurchschnittlichen Ergebnissen bei den Universitäts-Abschlüssen führte, aber eben auch viele direkt die Berufspraxis lenkt.<sup>11</sup> Außer der **Absicht** der Gründer, Nachwuchs für den gemeinwirtschaftlichen Sektor auszubilden, spricht nichts für das Etikett Managementerschule. Bei einer Hausarbeit würde der Prüfer wohl sagen: Thema verfehlt.

### Die „Blütezeit“ der HWP

Der weithin akzeptierte, von Georg Picht stammende, Kampfruf „Bildungskatastrophe hilft auch der HWO. Sie kann ab Ende der 60er Jahre ihre Aufnahmekapazität vervielfachen und festigt dadurch ihren Ruf als bundesweit wichtige Hochschule des zweiten Bildungsweges. Sie wird die zweite Chance für immer neue Gruppen, die das deutsche Gesellschafts- und Bildungssystem strukturell benachteiligt hat. Besonders auffällig der wachsende Anteil von Frauen, der vorher immer im einstelligen Prozentbereich gelegen hat. Damit einhergehend leitet ein in den 60er und 70er Jahren wissenschaftlich sozialisierter und reformfreudiger Lehrkörper eine Phase der internen Umstrukturierung ein. Es entsteht ein studienbegleitendes Prüfungssystem. Dies und die Betonung der Interdisziplinarität lockt zunehmend Studienbewerber mit Abitur an. Sie werden zu einer wertvollen Bereicherung der Studierendenpopulation. Heterogenität wird zu einem von den Studierenden zunehmend geschätzten Qualitätsmerkmal. Soziale und kulturelle Kompetenz wird ohne Verbrauch von Semesterwochenstunden erworben.

Es werden dann aber auch die ersten Probleme sichtbar. Das hohe Bildungsinteresse und gesellschaftspolitische Engagement der Studierenden veranlasst in den 70er Jahren die Mehrheit der Absolventen zu einem weiteren Studium an anderen Hochschulen und häufig auch in anderen Studienfächern.<sup>12</sup> Das und der steigende Anteil der Abiturienten nährt die Befürchtung, dass die organisatorische Selbständigkeit langfristig in Gefahr gerät.

---

Wissensdurst führt zuerst zu einer wissenschaftlichen und dann zu einer politischen Karriere. Hans-Olaf Henkel hingegen kommt aus einer eher großbürgerlichen Umgebung, eigentlich hätte er standesgemäß Abitur machen sollen. Sein biographischer Bruch wird aber durch das über Aufnahmeprüfung mögliche Akademiestudium geheilt. Diese vier Semester reichen für seine höchst erfolgreiche Karriere in der Wirtschaft aus.

<sup>11</sup> Die Atmosphäre war zwar im Unterschied zu den Universitäten weniger autoritär als patriarchalisch geprägt. Der Betreuungsaufwand war hoch, wenn auch nicht immer das Individuum Student, sondern mehr das Ansehen der Institution handlungsleitend war. Siehe dazu: D. Koch, „Ich habe die geistige Entwicklung des Kandidaten genauer verfolgt“, Prüfer und Prüfungen an der Akademie und der HWP, in: W.D.Hund., a.a.O., S. 68ff.

<sup>12</sup> Seit 1970 erhalten alle Absolventen die allgemeine Hochschulreife. Näheres zu den Übergangsquoten u.a. bei Wilfried Laatz: Beruf oder Studium? Eine Studie zum Verbleib der HWP-Studenten, in: Studium oder Beruf? Zur Studienreform in den Wirtschafts- und Sozialwissenschaften, Jahrbuch für Sozialökonomie und Gesellschaftstheorie, Bd. 3, Opladen 1981, S. 201ff.

Wegen der niedrigen Übergangsquote in das Beschäftigungssystem – intern spricht man schon vom „Durchlauferhitzer“ für ein Universitätsstudium - soll ein Berufsfeldanalyseausschuss mehr Informationen über den Verbleib und die Motive für ein Weiterstudium einholen. Die Vorbereitungen für ein weiterführendes Studium beginnen. Er wird den Namen „Sozialökonomischer Studiengang“ bekommen und soll der HWP die Fortexistenz als eigenständige wissenschaftliche Hochschule, angesiedelt zwischen Fachhochschule und Universität, sichern.

An den Vorbereitungen für einen zweiten Studienabschnitt und dessen Modellversuchsphase und die sich über viele Jahre hinwegziehende Reform des sog. Diplom I, hier insbesondere im Grundstudium, beteiligen sich große Teile des Lehrkörpers. Die Studierenden sind aktiv beteiligt und setzen auch die politischen Gremien und die Senatsverwaltung mit Demonstrationen und Aktionen unter Druck. In dieser Phase kommt Udo Reifner an die HWP. Seine Begeisterung für die seinerzeitige HWP ist nachzuvollziehen, er findet eine Hochschule vor, die auf ihre Vergangenheit stolz ist, gleichzeitig aber vieles in Frage stellt und ändern will. Es ist eine Hochschule, die sich getragen fühlt vom gesellschaftlichen Mainstream und die – was Lehre und Prüfung angeht – ihrer Zeit um viele Jahre voraus ist.

Aber mit Beginn der 80er Jahre wird nicht nur ein gestuftes Studienmodell eingeführt, es ändern sich auch die studentischen Präferenzen im ersten Studienabschnitt. Bis dahin verteilten sich die Schwerpunktfachmeldungen ungefähr gleichmäßig auf die Fächer BWL, VWL und Soziologie. Dann steigt der BWL-Anteil kontinuierlich und erreicht in den 90er Jahren die 60% Marke, um die es bis heute schwankt, die Einführung eines Abschlusses für Rechtswissenschaft ändert daran nichts. Der Kampf um die Ressourcenverteilung auf die Fachgebiete beginnt.

### **Sozialökonomie – ein schillernder Begriff**

Der zentrale Begriff bei Reifner ist „Sozialökonomie“, das gilt mit ca. 100 Nennungen auch quantitativ. Sie ist die Klammer, mit der er Gründung und Gegenwart verbindet. Mit 10 Thesen zu einem Neubeginn „einer historisch bewussten Sozialökonomie in Hamburg“ beschließt er seinen „Abschied (von) der HWP“. Doch bei näherer Betrachtung zeigt sich, dass er für diesen Zweck das Wort „Sozialökonomie“ in eine Zwangsjacke steckt. Zwar verwendeten Eduard Heimann und seine Schüler Sombart und Ortlieb diesen Begriff in ihren Veröffentlichungen und füllen ihn inhaltlich aus, aber in der Realität der Akademie für Gemeinwirtschaft bzw. später für Wirtschaft und Politik spielt er keine Rolle.<sup>13</sup> Erst in den 70er Jahren taucht der Begriff „Sozialökonomie“ auf<sup>14</sup> und wird dann Pate eines zweiten Studienabschnittes, der mit dem Titel „Diplom-Sozialökonom“ abgeschlossen wird. Ziele und Lehrinhalte der Akademie für Gemeinwirtschaft spielen dabei keine Rolle. Interdisziplinarität und Praxisbezug sind die zentralen Begriffe.<sup>15</sup> In Teilen des Lehrkörpers mag die Hoffnung bestanden haben, dass sich daraus eine eigenständige wissenschaftliche Disziplin entwickelt. Aber insgesamt ist für den Lehrkörper und die Studierenden „Sozialökonomie“ nur die Bezeichnung für

---

<sup>13</sup> Das wird durch Lehrpläne und Broschüren der Akademie für Gemeinwirtschaft belegt, auch bei v. Borries-Pusback sucht man vergeblich nach der Relevanz von Begriff und Inhalt von Sozialökonomie in der Gründungsphase. Eine sicher nicht repräsentative Umfrage bei dem Autor bekannten Studierenden der frühen 60er Jahre ergab ebenfalls, dass man den Begriff Sozialökonomie allenfalls aus der Lektüre von Eduard Heimann kannte, aber seinerzeit nicht mit dem Studium verbunden wurde.

<sup>14</sup> Erstmals – allerdings mit der Variante „Sozialökonomik“ – in einer Arbeitsgruppe der Hochschulbehörde, die die Gründung einer Hamburger Gesamthochschule vorbereiten soll.

<sup>15</sup> Siehe dazu Epskamp, H., Die Chance der zweiten Geburt, Zur Entstehung und Durchsetzung des sozialökonomischen Studienganges, in: W.D. Hund, Von der Gemeinwirtschaft zur Sozialökonomie, S. 55ff.

einen Studiengang, genau gesagt für den zweiten Studienabschnitt, der allgemein einfach nur „SozÖk“ genannt wurde. Mit der Umstellung auf das Bachelor/Master-System entstehen aus dem „SozÖk“ verschiedene Masterprogramme. Da beide Studienabschnitte aus förderungsrechtlichen Gründen als ein einheitlicher Studiengang gelten müssen, gilt für das Gesamtstudium die Bezeichnung „Sozialökonomischer Studiengang“. Spätestens mit der Integration der HWP in die WiSo-Fakultät bezieht sich „Sozialökonomie“ nur noch auf den ersten Studienabschnitt, also den Bachelor. Man liegt nicht falsch, wenn man vermutet, dass auch bei dieser Gelegenheit ganz pragmatische Gründe für die Namensgebung von Bedeutung waren. Denn ein Studiengang, der auf vier traditionellen Disziplinen aufbaut, braucht eine Bezeichnung unter der man diese unterbringen kann. Sozialökonomie signalisierte Interdisziplinarität, man positionierte sich damit wie früher etwas links vom Mainstream der deutschen WiSo-Fakultäten, der angestrebte Praxisbezug harmonierte mit der Biographie der überwiegend berufserfahrenen Studierenden. Und der politisch und wissenschaftstheoretisch durchaus heterogene Lehrkörper konnte wegen der breiten Interpretationsmöglichkeiten damit leben. Nur die Betriebswirte monierten von Anfang an den geringen Bekanntheitsgrad und die vielfältigen Interpretationsmöglichkeiten des Titels „Diplom-Sozialökonom“, doch deren Schwerpunktstudierende gingen nach dem ersten Studienabschnitt überwiegend in die Berufspraxis. Und wer das Diplom II erworben hatte, konnte sich immer noch mit dem Abschluss als Diplom-Betriebswirt bewerben. Epskamp spricht bezogen auf die Einführung des „SozÖk“ von der notwendigen Organisationslegende.<sup>16</sup>

Mit der Einführung eines zweiten Studienabschnittes ist das Studienmodell der HWP – gestufte Abschlüsse und studienbegleitende Prüfung – perfekt. Es wird plötzlich beispielhaft für den gesamten Hochschulbereich. Dabei gab es Elemente einer studienbegleitenden Prüfung schon seit der Gründung. Doch Hochschulgesetze und –behörden waren jahrzehntelang auf eine reine Abschlussprüfung fixiert. Das ab 1971 aufgebaute studienbegleitende Prüfungssystem konnte nur über zeitlich befristete Modellversuchsphasen und später über eine inhaltlich absurde Gewichtungssakrobatik überleben.

Nach der Auflösung der HWP und Integration in die WiSo-Fakultät der Universität Hamburg wird erst einmal der Name „Department Wirtschaft und Politik“ gefunden, der Studiengang heißt nach wie vor „Sozialökonomie“. Aus dem Department wird dann später der Fachbereich Sozialökonomie.

Udo Reifner erwartet, dass 2013, wenn der Studiengang das 65-jährige Jubiläum begeht, auch das Studienmodell der HWP endgültig „in Rente geht“. Die Dominanz der BWL würde zur Managementschule und zum Ende der Sozialökonomie führen. Dass man damit nicht wieder am Anfang der Geschichte ankommt, wurde schon belegt. Diese von Udo Reifner hergestellte Verbindung ist nicht mehr als ein kurzfristig Aufmerksamkeit erzeugender Gag. Es bleibt die Frage, was die Verteilung von Ressourcen auf die Studienfächer mit Sozialökonomie zu tun hat und wie die Verteilungskriterien zustande kamen. Noch einmal muss auf das sich Beginn der 80er Jahre veränderte Wahlverhalten der Studierenden hingewiesen werden. Als Udo Reifner zur HWP kommt ist die Veränderung zugunsten der BWL schon in vollem Gange. Dass dadurch deren Lehrkörper eine relativ höhere Arbeitsbelastung bei Prüfungen, aber auch in der Lehre zu tragen hat, kann man nicht bestreiten. Aber über fast zwei Jahrzehnte gibt es kaum einen Ausgleich. Die Ursache ist banal: Die

---

<sup>16</sup> Epskamp, H., a.a.O., S. 55

Betriebswirte sind in der Selbstverwaltung wenig aktiv, ihr Gewicht in den Gremien ist deshalb gering. Gründe für die Ablehnung ihrer Wünsche gibt es immer: Das Wahlverhalten könne sich ja wieder ändern, ein interdisziplinäres Vierfächerstudium spräche für Gleichverteilung, es sei doch unerheblich, ob jemand 20 oder 100 Hörer habe, etc. Nach Verlust der Selbständigkeit schlägt das Pendel weit zur anderen Seite aus. Die Stellen werden nach der Zahl der Schwerpunktfachmeldungen verteilt. Offensichtlich haben die Betriebswirte in den Gremien jetzt ein Übergewicht, verstärkt durch Eingriffe von außen, z.B. die Struktur- und Entwicklungspläne, die u.a. die Stellen für Rechtswissenschaft verlagern wollen. Tragfähige und solide Begründungen hierfür sind nicht bekannt. Der neue Verteilungsschlüssel für die personellen Ressourcen soll sich an der Zahl der Schwerpunktfachstudierenden bzw. Abschlussarbeiten orientiert haben – sollte es wirklich so gewesen sein – wäre das von größtmöglicher Einfachheit, wenn nicht Naivität. Hätte man wenigstens die alten Arbeitsplatzbeschreibungen von Professoren zugrunde gelegt und einen Ausgleich nur für die 40%, die für Lehre und Prüfung vorgesehen sind, gefunden, wären die Ergebnisse anders ausgefallen. Unbestritten sollte sein, dass ein fächerübergreifendes Studium für jedes Fachgebiet eine Mindestgröße beim Lehrkörper verlangt. Fraglich ist, ob eine bloße Ungleichverteilung das Konzept eines „sozialökonomischen“ Studiums zunichtemacht.

Fazit des Autors:

Er ist überzeugt, dass man für die Bewertung der Vergangenheit und noch mehr für die Planung der Zukunft positive und negative Mythen um den Begriff „Sozialökonomie“ meiden muss. Dabei ist er sicher, dass seine sehr pragmatische Deutung der Rolle von „Sozialökonomie“ nicht von allen geteilt wird, die die Geschichte der HWP selbst miterlebt haben. Für die Zukunft ermöglicht das Etikett „Sozialökonomie“ trotz oder gerade wegen seiner Unbestimmtheit ein breites Spektrum an Möglichkeiten, dem Studiengang ein Profil und Alleinstellungsmerkmal in der Fakultät zu verschaffen. Die Fächer VWL, Soziologie und Rechtswissenschaft sollten erkennen, dass sie mit dem Pfund eines sich über vier Studienfächer erstreckenden Grundstudiums wuchern müssen. Der Versuch, aus den Studierenden „richtige“ Volkswirte oder „richtige“ Soziologen zu machen, muss scheitern, weil entweder Überlastung der Studierenden oder fehlende Berufsfähigkeit die Folge sein wird. Und es bedarf enger Kooperation mit den Betriebswirten. Bei diesen hat man manchmal das Gefühl, dass sie der Geringschätzung aus den anderen Disziplinen begegnen wollen, indem sie die Betriebswirtschaftslehre zur „Sozialökonomie“ machen wollen. Vor allem die Soziologen könnten manches besser, so z.B. vieles aus den Bereichen Organisation oder Personalwesen. Auch die in Mode gekommene Glücksforschung ist bei diesen wohl am besten aufgehoben. Wenn man es denn will, würde das dann auch die Verteilungskämpfe bei der Stellenzuweisung entschärfen.

### **Ein notwendiger Exkurs**

Zwei scheinbar eher harmlose Kritikpunkte von Udo Reifner verdienen nähere Beachtung, denn es geht bei näherer Betrachtung um pauschale Diffamierungen von Personengruppen. Das ist erst einmal die Abqualifizierung von Lehrenden, die im Rahmen der sog. Überleitung aufgrund von als habilitationsäquivalent eingestuften Veröffentlichungen (meist diente hierzu die Dissertation) den Professorentitel erhielten und um die Anfang der 70er Jahre mit unbefristeten Arbeitsverträgen ausgestatteten wissenschaftlichen Mitarbeiter, die über viele Jahre nur eine vierstündige Lehrverpflichtung hatten. Empirische Belege kann der Autor, der selbst einmal einen unbefristeten Arbeitsvertrag als wissenschaftlicher Mitarbeiter hatte, nicht bieten. Es sind nur seine persönlichen

Erfahrungen und seine sich über Jahrzehnte erstreckenden unzähligen Kontakte und Gespräche mit Studierenden und Mitgliedern des Lehrkörpers, die zu dem Urteil führen, dass die didaktischen und pädagogischen Fähigkeiten und Defizite in allen Gruppen ziemlich gleichmäßig verteilt waren. Man kann vielen Mitgliedern der oben genannten Gruppen allenfalls vorwerfen, dass im Verhältnis zu den vorgesehenen Zeitanteilen die praktisch verwertbaren Forschungsergebnisse zu gering waren. Allerdings ganz häufig wurden die Defizite bei den Forschungsergebnissen durch ein besonderes Engagement in der Lehre kompensiert.

Dann erweckt Reifner den Eindruck, dass es Lehrende gibt, deren Leistungsanforderungen an Studierende erschreckend niedrig seien. Sie hätten sich mehr um den Ausgleich der Wissensdefizite kümmern sollen. Das Schlimme an seiner Argumentation ist, dass der Unkundige das ausschließlich auf die Studierenden beziehen muss, die über die Aufnahmeprüfung den Zugang erworben haben. Aber hier ist Udo Reifner selbst ein Unkundiger, denn nur im Ausnahmefall konnte ein Lehrender erkennen, über welchen Zugangsweg jemand gekommen ist. Möglich war das nur im Interdisziplinären Grundkurs, der aber hatte auch die Aufgabe, diese Defizite auszugleichen. Was die HWP nach den Erfahrungen des Autors positiv auszeichnete, war das Fehlen von Prüfungen und einer Prüfungspraxis, die frühzeitig aussortiert. Den Studierenden wurde das Gefühl vermittelt, dass alle Beteiligten großes Interesse an ihrem Studienerfolg hatten. An anderen Hochschulen wird häufig Mathematik und Statistik für eine Selektion benutzt. Aber die Prüfungsordnung sah lange Fristen für diese Fächer vor. Nach den Erfahrungen des Autors gab es durchaus auch Prüfer, denen es schwer fiel schlechte Noten zu vergeben. Hier sei angemerkt, dass Udo Reifner zu einer Zeit an die HWP kam, als viele Lehrende Prüfungen als Ausübung von Herrschaft grundsätzlich ablehnten und mehr auf intrinsische Motivationen setzten. Es gibt aber zwei nachprüfbar Indizien, die eine sehr erfolgreiche Ausbildungspraxis belegen. Der über viele Absolventenbefragungen festgestellte Berufserfolg der Absolventen und die zahlreichen Studierenden, die an meist sehr angesehenen ausländischen Universitäten studierten. Diese kamen fast alle mit überragenden Prüfungsergebnissen zurück.

Anzumerken ist noch, dass bei der Aufnahmeprüfung häufig der Mut fehlt, Kandidaten durchfallen zu lassen. Hier könnte man einiges von der Praxis der 60er Jahre lernen. Man erwartete von den Bewerbern eigene Fortbildungsbemühungen, sie waren ein wichtiges Indiz für deren Entwicklungspotential. Nicht erfolgreiche, aber als grundsätzlich entwicklungsfähig eingeschätzte Bewerber, wurde deshalb empfohlen, nach weiteren Bildungsanstrengungen erneut zu kommen.

### **Was bleibt von den 10 Thesen für eine „historisch bewusste“ Sozialökonomie**

Udo Reifner benennt Interdisziplinarität, Praxisbezug und Internationalität als Erfolgskomponenten der HWP. Dies sind auch zentrale Aussagen des Leitbildes des Studienganges, das allerdings seit einigen Monaten nicht mehr auf der Homepage erscheint. Ein weiteres wichtiges Element für das Profil des Studienganges ist die Benennung der Zielgruppe bei den Studienbewerbern. Nach wie vor wird die Hauptzielgruppe, nämlich Bewerber mit Berufserfahrung, ausdrücklich benannt. Bei einem oberflächlichen Blick von außen scheint das HWP-Modell noch intakt zu sein. Es gibt aber viele kleine negative Rückmeldungen, die einzeln betrachtet noch keinen Anlass geben, von einem Abschied vom HWP-Modell zu sprechen. In der Summe wecken sie Besorgnis, weil im Lehrkörper keine Aktionskerne zu entdecken sind, die an der notwendigen Weiterentwicklung des HWP-Modells arbeiten. Es fehlt an sichtbaren und konkreten Zukunftskonzepten. Die Reifner'schen 10 Thesen für



einen Neubeginn sind deshalb diskussionswürdig. Da ist aber nichts radikal Neues zu entdecken, die Thesen sind eine Mischung aus formell noch unbestrittenen Profilmerkmalen der HWP (z.B. Internationalität; Vierfächerstudium, Schwerpunktbildung und Wahlfreiheit für Studierende), Vorschlägen für eine Änderung des Hamburgischen Hochschulgesetzes und der Fakultätssatzung (z.B. Autonomie von Fachbereichen) und Wünschen für die Verteilung von Ressourcen (z.B. gleichgewichtige Fachgebiete im Fachbereich).

Die Frage ist also, ob man dem jetzt am Fachbereich arbeitenden Lehrkörper, der Verwaltung und den Studierenden zutraut, eine Profildiskussion zu führen und abzuschließen, die dem Fachbereich und dem Studiengang innerhalb der Fakultät eine selbständige Rolle, also ein Alleinstellungsmerkmal - um es mit BWL-Begriffen zu benennen - verschafft. Erst wenn man ein klares Profil aufweist und dies offensiv nach außen vertritt, kann man geeignete Studienbewerber anlocken, die sich nicht irritieren lassen von der nach wie vor nicht allgemein bekannten und vor allem nicht eindeutig definierten Abschlussbezeichnung. Das Gleiche gilt für die neu zu berufenden Professoren und wissenschaftlichen Mitarbeiter. Alleine diese drei Gruppen werden über die Zukunft des Fachbereiches bestimmen. Von außen ist wenig zu erwarten. Die Gesellschaft der Freunde und Förderer kann nicht die Richtung beeinflussen, sondern allenfalls bei der Unterstützung von Aktivitäten helfen. Eine Änderung des Hochschulgesetzes, womit auch unterhalb der Fakultätsebene mehr Eigenständigkeit gegeben wird, sollte möglich sein. Denn die Fakultät hat die optimale Betriebsgröße, die die HWP einmal hatte, weit überschritten. Der nicht explizit geäußerte Wunsch von Udo Reifner ist aber wohl eine Neugründung der HWP. Da braucht man mächtige Bundesgenossen. Eine Förderergesellschaft der früheren Hochschule, die inzwischen ihren Namen angepasst hat, wird hier wenig ausrichten können. Es käme auf die Regierungspartei in Hamburg und die Gewerkschaften an. Mit beiden ist Udo Reifner nicht gerade diplomatisch umgegangen. Aber es ist nicht auszuschließen, dass Lehrkörper, Verwaltung und Studierende sich zusammenraufen und tatsächlich ein zukunftsträchtiges Konzept entwickeln. Udo Reifner meint selbst, dass „die Entwicklung der HWP in den 1970er Jahren . wohl ein Glücksfall aus Personen und Strömungen (war)“. Das meint auch der Autor dieses Textes, der damit aber auch die Hoffnung verbindet, dass der neue Lehrkörper die Chancen erkennt, die eine intensive und engagierte Diskussion über die Ausbildungsziele und das zukünftige Profil für die Zukunft bietet. Gerade in der Ökonomie sind neue Strömungen erkennbar, die Sozialökonomie zukunfts-fähig machen können.